

07:51 | Städtebau

Die neue WG, ohne den alten Streit ums Putzen

Berlin braucht in kurzer Zeit 20.000 neue Wohnungen. Aber wie soll das gehen? Und was wollen wir eigentlich bauen? Eine Tagung diskutiert Modelle von Umnutzung und Neubau für die Zukunft *Von Mladen Gladic*

Früher war das hier ein Krematorium. Jetzt finden hier Kulturveranstaltungen statt. Einige der ohnehin wenigen Gäste, die an diesem Fußballsamstagabend ins Kulturquartier silent green (Link: <http://www.silent-green.net/>) im Berliner Wedding gekommen sind, sind schon wieder weg, das Viertelfinale Deutschland-Italien läuft.

Aber die Diskussion nimmt noch einmal Fahrt auf. Um das Wohnen in der Stadt geht es, eingeladen hat die Zeitschrift "Merkur". Der Ort ist gut gewählt: Nicht zuletzt wegen explodierender Bevölkerungszahlen in den Städten war die Feuerbestattung (Link: <http://www.karl-schumacher.de/bestattungsarten/die-geschichte-der-feuerbestattung.html>) hierzulande Mitte des 19. Jahrhunderts, gegen großen Widerstand vor allem der katholischen Kirche, eingeführt worden.

Heute Abend geht es wieder um Raum in der Stadt in der ehemaligen Aussegnungshalle, deren Wände mit den unzähligen kleinen Nischen wie der große Schornstein und der angrenzende Urnenfriedhof an die einstige Funktion des Gebäudes erinnern. Raum in der Stadt, nicht für die Toten allerdings, sondern für die Lebenden.

Raum bei den Toten für die Lebenden

Ein bisschen Vergesslichkeit ist ganz heilsam, um den Ort nicht unheimlich zu finden trotz seiner "funktionalen Umdeutung", wie es der Träger nennt. Ein bisschen Amnesie, so sagt Christian von Oppen, Architekt und Mitarbeiter am Center for Metropolitan Studies an der TU Berlin, sei auch ganz heilsam für unsere Städte insgesamt und dafür, wie man sich in ihnen einrichtet.

Schon immer hat man nämlich, auch entgegen städtebaulicher und architektonischer Zwecksetzung, das genutzt, was da war. Dass sich in den meisten Erdgeschossen von Gründerzeitbauten jetzt Wohnungen befinden, war ja so nicht gedacht, als man sie errichtete, so von Oppens Beispiel. Die Planerschaft sei ein wenig verklemmt, meint er, und weigere sich einzusehen, dass sich Nutzer Wohnraum oft ganz anders aneignen als gedacht.

20.000 neue Wohnungen werden in Berlin bis 2020 benötigt, das ist "eine ganze Menge Holz", wie Matthias Sauerbruch sagt, dessen Architekturbüro Sauerbruch Hutton gerade daran beteiligt ist, das Niemandsland nördlich des Hauptbahnhofs (Link: <http://www.berliner-zeitung.de/berlin/neues-viertel-am-berliner-hauptbahnhof-pompoese-plaene-fuer-den-humboldthafen-2>) bewohnbar zu machen. Eine Viertelmillion Wohnungen werden in ganz Deutschland jedes Jahr gebaut, mehr oder weniger zur Hälfte von privaten Bauherren und zur Hälfte von großen Wohnungsbauunternehmen. Öffentlicher Wohnungsbau spielt eine nur marginale Rolle.

Eine Viertelmillion Wohnungen jedes Jahr

Als Architekt stellt sich die Frage, wie man in dieser Situation das Bauen beeinflussen kann, sagt Sauerbruch, denn kommerzielle Unternehmen sind zuerst an Gewinnmaximierung interessiert. Fast zwangsläufig werden Wohnung oder Haus somit zur Ware.

Sauerbruch, dem an qualitativ hochwertigem Bauen, aber auch erhöhtem Wohnkomfort gelegen ist, ist sichtlich genervt: Qualität – aber schlechte, verbrämt mit Elementen klassischer Palastarchitektur und Räumereichenoptik, wo später Laminat liegen wird, – werde dem Käufer auf den Werbebildern und in den Architektur-Renderings der Bauunternehmen vorgegaukelt. Cool sehe das aus, aber "in Wirklichkeit stimmt nichts".

Was auch nicht stimmt, sind die langen Wartezeiten zwischen dem Kauf von Grundstücken, Wettbewerben und Baubeginn. Im Falle des Terrains an der Lehrter Straße sind es sieben Jahre gewesen, in denen Geld für Zinsen ausgegeben wurde, das der Wohnanlage zugute kommen sollte. Und die Tatsache, dass der Bauherr die gesetzlich vorgeschriebenen Sozialwohnungen – da er nicht mehr bezahlbar ist, heißt der soziale Wohnungsbau nicht mehr "sozial", sondern "gefördert", so kann man hier lernen –, die jedes größere Wohnungsneubauprojekt berücksichtigen muss, in ein Gebäude gepackt hat.

Ein eher undankbares Arbeitsfeld, auf das sich Sauerbruch Hutton da begeben haben, souffliert Merkur-Herausgeber Christian Demand dem Architekten, der nur nicken kann. Man mischt trotzdem mit, ein Schelm, wer dabei Böses denkt.

Menschen, Zusammenleben, Aktivitäten, Erwartungen

Größeres schwebt da Silvia Carpaneto vor: Einen Dialog zwischen privat und öffentlich will sie fördern, denn die Stadt bestehe nicht nur aus Bauten und Außenräumen. "Menschen, Zusammenleben, Aktivitäten, Erwartungen" kann man auf einer ihrer Power-Point-Folien lesen.

Es geht um Ideen, Experimente und Visionen wie in den Projekten der Lebensreformbewegung aus den Anfängen des 20. Jahrhunderts, ergänzt durch Features, die in unserer Gesellschaft "absolut gefragt" sind, wie etwa Barrierefreiheit und Lärmschutz.

Daran erinnert auch das Projekt, mit dem Carpaneto und ihr Partner Christian Schöningh architektonisch Furore gemacht haben: Das Berliner "Spreefeld" ([Link: http://www.bauwelt.de/themen/bauten/Spreefeld-2172539.html](http://www.bauwelt.de/themen/bauten/Spreefeld-2172539.html)), ein genossenschaftliches Wohnexperiment in drei Häusern am Fluss, in denen man zusammenlebt wie in einer Wohngemeinschaft, nur besser.

In mehr als der Hälfte aller Wohnungen leben Singles

Ein Drittel des Wohnraums ist Gemeinschaftsfläche, die "praktisch als Markt- oder besser als Dorfplatz" dient. Schallgeschützt wie in "echten Wohnungen" wohne man hier ansonsten und mit jeweils eigenem Bad, sodass hier nicht übers Putzen gestritten wird wie in der WG von früher.

Das Spreefeld ist eine experimentelle Antwort auf die Realität, die in Berlin, aber auch in anderen Städten der Republik so aussieht, dass über 50 Prozent der Haushalte Singlehaushalte sind. Singles, die teilweise auf 20 bis 25 Quadratmetern "microliving" betreiben, wie es neudeutsch fürs Wohnen im Schuhkarton heißt, aber auch Ältere, die in Wohnungen leben, die eigentlich zu groß sind für einen. Und eine Antwort auf eine Realität der Lebens- und Wohnwelt, die sich in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr ausdifferenziert hat.

Ergebnis finanzkapitalistischer Gewinnmaximierung

Das bedeutet nicht nur den Supermarkt draußen auf der grünen Wiese und Wohnviertel ohne Einkaufsmöglichkeiten, schillernde Geschäfts- und Shoppingviertel in sonst unbewohnten, blutleeren Zentren als Ergebnis finanzkapitalistischer Gewinnmaximierung. Und auch nicht nur Gründerzeitviertel, in denen man den Mietern der Erdgeschosswohnungen beim Zähneputzen, Fußballgucken und Essen zusehen kann, weil es schon lang kein Gesinde mehr gibt wie früher, das hier seine Stuben hätte.

Bis vor etwa zwei Jahren hieß es per Bauverordnung für ein "reines" Wohngebiet, dass man

hier keinen Kindergarten bauen konnte, eine Absurdität, die mittlerweile aus der Welt geschafft worden ist. Nur ganz Lärmempfindliche werden dieser Zeit nachtrauern, aber wie viele langfristig tatsächlich Interesse daran haben werden, dem Nachbarn oder der Nachbarin öfter als nur sporadisch im Treppenhaus zu begegnen und einen mürrischen Gruß vor sich hinzumurmeln, muss die Zukunft zeigen, auch auf dem Spreefeld.

Für den Fall, dass die Vision des Zusammenlebens am Fluss scheitert, ist übrigens vorgesorgt: Wenn es nicht klappt mit dem Dorfplatz im eigenen, urbanen Heim, lassen sich die Wohnungen auch rückbauen, in "ganz normale Wohnungen", sagt die Architektin. Oder vielleicht auch in etwas ganz anderes, wie das beim Krematorium im Wedding passiert ist, wer weiß.

© WeltN24 GmbH 2016. Alle Rechte vorbehalten

DIE WELT



WELT Digital 12 Monate für nur 12,99 €_{mtl.}!

► Jetzt testen!